



ISBN: 978-3986600440

© 2023 Kampenwand Verlag  
Raiffeisenstr. 4 · D-83377 Vachendorf  
[www.kampenwand-verlag.de](http://www.kampenwand-verlag.de)

Versand & Vertrieb durch Nova MD GmbH  
[www.novamd.de](http://www.novamd.de) · [bestellung@novamd.de](mailto:bestellung@novamd.de) · +49 (0) 861 166 17 27

Text: Volker Gerling  
Lektorat: Susanne Dix  
Korrektorat: Frank Landwehr  
Bild: ©Panuwatccn/shutterstock  
Druck: PRINT GROUP Sp. z o.o.  
ul. Cukrowa 22, 71-004 Szczecin (Polen)

VOLKER  
GERLING



**REDEMPTIO**

SIE WISSEN ALLES



FÜR CLAUDIA WUTTKE  
DANKE FÜR ALLES



**ALLE SEHEN,  
WAS DU SCHEINST,  
ABER NUR WENIGE ERFASSEN,  
WAS DU BIST.**

NICCOLO MACCHIARELLI  
ITALIENISCHER PHILOSOPH, POLITIKER, DICHTER



## PROLOG

A7 Richtung Hamburg



In wenigen Augenblicken würde das Leben von Marek Svoboda in einem Knäuel aus verbogenem Metall und brennendem Gummi enden. Aber das ahnte der Mittvierziger nicht, als er seinen zwanzig Tonnen schweren LKW über die A7 in Richtung Norden lenkte. Der Tscheche fuhr seit zwanzig Jahren LKW und er liebte seinen Job. Besonders stolz war er auf die Tatsache, noch nie einen Unfall verursacht zu haben. Deshalb hatte sein Chef ihm vor einigen Wochen auch als erstem einen der nagelneuen Modelle anvertraut. Ausgestattet mit neuester Technik war dieser LKW ein wahres Prachtstück. Als Belohnung für seine gute Arbeit hatte Marek sogar eine moderne Soundanlage bekommen. Zuerst hatte ihm der technisch ausgefeilte Bordcomputer Schwierigkeiten bereitet. Aber Marek war nicht dumm. Er lernte schnell. Daher dauerte es nicht lange, bis er ohne Schwierigkeiten die Technik beherrschte. Vor ihm, am Rand der Fahrbahn, tauchten die ersten Warnhinweise auf.

Marek kannte die Baustelle, die nun kommen würde gut. Immerhin gab es sie schon seit einigen Monaten und er fuhr die Strecke dreimal die Woche. Von Prag nach Frankfurt und anschließend nach Hamburg.

Das war seine Tour.

Marek verringerte die Geschwindigkeit auf achtzig Stunden-Kilometer und warf einen schnellen Blick in den Seitenspiegel. Alles

war in Ordnung. Die Autobahn wurde nun zweispurig, da der linke Fahrstreifen gesperrt war. Das galt für beide Richtungen und würde auch noch wochenlang so bleiben.

Die beiden Fahrspuren Richtung Norden wurden von einer halbhohe Leitschwelle von den Gegenfahrbahnen getrennt. Die erlaubte Geschwindigkeit betrug nur noch sechzig km/h. Vor ihm fuhr eine größere Limousine. Wahrscheinlich ein BMW. Die linke Spur war frei.

Der Gegenverkehr war jetzt um diese Uhrzeit, es war mittags, auch nicht sehr stark.

Dann geschah es.

Der BMW vor ihm geriet plötzlich ins Schlingern und bremste stark ab. Marek erschrak und trat ebenfalls auf die Bremse, aber nichts geschah. Er wurde nicht langsamer. Jetzt blieb der BMW einfach stehen. Marek konnte es nicht fassen, schaltete zwei Gänge runter und versuchte auf diese Weise, die Geschwindigkeit zu reduzieren. Aber es geschah das Gegenteil; er wurde schneller.

Was war hier los? Das konnte doch gar nicht sein ...

Plötzlich, ohne dass er irgendetwas getan hatte, wechselte sein LKW auf die linke Spur. Marek erkannte, dass er keine Kontrolle mehr über das zwanzig Tonnen schwere Fahrzeug hatte. Mittlerweile fuhr er auf dem linken Fahrstreifen über neunzig Stundenkilometer schnell und er beschleunigte immer weiter. Verblüfft stellte er fest, dass der BMW wieder Fahrt aufgenommen hatte, auf der rechten Spur neben ihm fuhr und ihn somit daran hinderte, wieder auf den rechten Fahrstreifen zu wechseln.

Was dann geschah, nahm Marek wie in Zeitlupe wahr: Urplötzlich wurde das Lenkrad wie von einer unsichtbaren Kraft nach links gerissen. Vor ihm, auf der Gegenfahrbahn, kam ein alter VW-Käfer immer näher. Mareks LKW durchbrach die Fahrbahnbegrenzung und zwanzig Tonnen Stahl rasten mit über neunzig Kilometer pro Stunde frontal in den Golf. Das letzte, was er sah, bevor sein LKW den Golf mit furchtbarer Gewalt zermalmte, war das Gesicht des Fahrers, der ihn mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen ansah.





**ERSTER  
TEIL**



# KAPITEL 1

Berlin, 16 Monate zuvor



**D**er Mann trug einen siebentausend Euro teuren Anzug mit feinen Nadelstreifen, ein blütenweißes Hemd mit Manschettenknöpfen aus Platin, eine Armbanduhr von Breguet für einhundertvierzigtausend Euro und Schuhe für zweitausend Euro. Pro Stück. Er strahlte pure Macht und immensen Reichtum aus. Sein Gesicht war markant und leicht gebräunt. Der Drei-Tage Bart mutete an wie der Versuch, dem lebenden Klischee ein klein wenig zu widersprechen. Henry Lasker war genau das, was er zu sein schien: Ein ultrareicher Investor. Er besaß einen untrüglichen Instinkt für lukrative Geschäfte. Seine Ausfallquote ging in Richtung null. Was bedeutete, dass er sich quasi niemals irrte. Und das machte ihn zu einer lebenden Legende. Die Wohlhabenden des Kontinents rann-ten ihm die Türen ein, um ihr Geld loszuwerden. Je mehr, desto besser. Normalerweise verhandelte er mit Vorstandsvorsitzenden global agierender Konzerne. Heute war das anders.

Hartmut Seitz, ein Geschäftspartner Laskers, hatte ihn auf drei junge Entwickler aufmerksam gemacht. Deren neuestes Projekt könnte bei entsprechender Unterstützung seines Fonds bahnbrechende Auswirkungen auf die zukünftige Verbrechensbekämpfung haben. Laskers Interesse war geweckt. Wusste er doch, dass gerade Bundesministerien äußerst lukrative Kunden waren. Bei einem Projekt, das gute Schlagzeilen bedeutete, spielte Geld eine untergeordnete Rolle. Zumal es sich ja nur um Steuergelder handelte.

Deshalb hatte er sich bereit erklärt, mit den drei Softwareentwicklern zu reden.

Ohne zu wissen, was da auf ihn zukommen würde.

„Man verdirbt einen Menschen am sichersten, wenn man ihn dazu zwingt, den Gleichdenkenden höher zu achten, als den Andersdenkenden.“

„Oh bitte, nicht schon wieder ...“

„Wer hat das gesagt, deine Mutter?“

„Nein, das war Nietzsche, du Prolet.“

Alle drei brüllten vor Lachen.

Lasker kam sich vor, wie in einem Irrenhaus.

Dabei waren es diese drei Chaoten, die sein Vermögen und das seiner Kunden um hunderte von Millionen Euro vermehren sollten. Er hatte da so seine Zweifel. Nicht nur, weil keiner von ihnen älter als Mitte zwanzig zu sein schien, sie sich jedoch verhielten wie Dreizehnjährige im Drogenrausch. Auch ließ ihre Art der Kommunikation einiges an Zweifel zu. Das einzig Gute war, dass sie ihn nicht mit Argwohn betrachteten, obwohl sie wussten, dass er ein Kapitalist war und somit all das verkörperte, was sie in ihrer naiven Wesensart ablehnten. Sie waren zu dritt, alle männlich, und laut Seitz gehörten sie zu den besten Softwareentwicklern des Landes. Wobei das Entwickeln von Software nur einen Teilbereich ihrer Tätigkeit beschrieb. Sie waren auch ausgezeichnete Hacker.

Einer von ihnen, Lasker meinte sich zu erinnern, dass er Markus hieß, wandte sich an ihn. „Du verstehst kein Wort von dem, was wir versuchen dir zu erklären, oder?“

„Das ist richtig. Ich habe bis dato keine Ahnung, was genau euer neuestes Baby kann“, gestand Lasker. „Ich weiß nur, dass es möglicherweise ... nützlich sein könnte.“

Sofort entstand wieder eine hitzige Diskussion unter den dreien, die Lasker still über sich ergehen ließ. Seit einer Stunde war er nun hier in diesem Loft im Berliner Stadtteil Kreuzberg, das zu einer Art Hightech Labor umgebaut worden war.

Als er angekommen war und sie ihn hineingebeten hatten, war er sich noch sicher gewesen, dass seine Entscheidung, zu diesem Treffen alleine zu kommen, richtig war. Seitz hatte ihm geraten, einen Spezialisten mitzunehmen. Lasker hingegen war davon überzeugt gewesen, mit drei halbwüchsigen Nerds alleine zurechtzukommen. Sie hatten sofort damit begonnen, die Vorzüge ihres Programmes zu erläutern. Dabei verwendeten sie unentwegt Fachbegriffe, was dazu führte, dass Lasker nach wenigen Minuten der Schädel dröhnte.

Als die drei spürten, dass er nichts von dem kapierte, was sie ihm sagten, war ein hitziges Wortgefecht zwischen ihnen entbrannt, dass mit dem Zitat von Nietzsche ihren Höhepunkt erreicht hatte.

„Also, im Grunde ist es so, dass unsere Software in der Lage ist, Verbrechen vorherzusagen“, erklärte ein anderer. Er hieß Torben. „Sie kann sogar sagen, von wem die Tat begangen wird und wo.“

„Wie ist das möglich?“, wollte Lasker wissen.

Die drei wechselten einen Blick und grinsten ihn dann frech an. „Nehmen wir einen x-beliebigen Stadtteil Berlins. Sagen wir Köpenick. Wir füttern das Programm mit allen uns bekannten Straftätern. Daraufhin verknüpft die Software die Namen der Straftäter mit sämtlichen Bekannten dieser Männer“, erklärte der dritte im Bunde. Sein Name war Sören. „Alle verfügbaren Infos werden eingegeben. In welcher Nachbarschaft wohnt eine Person? Mit wem wurde sie verhaftet? Wurden diese Personen später selbst Opfer von Gewaltverbrechen? Mit diesen Rohdaten füttern wir unsere Datenbank.“

Torben nickte heftig. „Inklusive Adresse, Sozialversicherungsnummer, Vorstrafenregister, Telefon-Kontakten, Facebook-Freunden und Familienangehörigen.“

Sören übernahm wieder. „Unser Programm ist ganz krasse Scheiße, Mann. Die Routine-Activity-Theorie entstammt ursprünglich einem Algorithmus aus der Seismographie.“

Torben lächelte stolz. „Die Idee basiert auf geographischen Eigenschaften eines Ortes. Es wird angenommen, dass manche

Gegenden einer Stadt aus bestimmten Gründen mehr zu Kriminalität neigen als andere. Wenn es einen Anstieg von Straftaten in einer Gegend gibt, dann könnte das zu noch mehr Verbrechen führen. So wie ein Erdbeben auch Nachbeben auslösen kann. Das ist kontrovers, denn die identifizierten Menschen scheinen manchmal einfach nicht auf diese Liste zu gehören. Menschen, die scheinbar völlig unschuldig sind, aber möglicherweise Opfer von Gewalt werden könnten. Soziale Netzwerke spielen bei diesem vorausschauenden System eine große Rolle.“

Lasker war skeptisch. „Seht es mir nach, aber das ist doch nichts Neues. Ich meine, in den USA läuft etwas Vergleichbares doch schon seit Jahren.“

Die drei grinsten bis über beide Ohren.

„Da haben Sie verdammt recht“, bestätigte Torben mit verblüffender Ehrlichkeit. „Aber die Amis haben das wahre Potential nicht erkannt.“

„Und das heißt ...?“, wollte Lasker wissen.

„Das heißt“, erläuterte Markus, „Redemptio geht weiter. Viel weiter ...“

Die drei wirkten plötzlich seltsam verschlossen. Sie wechselten unsichere Blicke.

Lasker seufzte. „Ich bin hier, um Geschäfte zu machen. Also erkläre mir, ob ich hier welche machen kann.“

Das taten sie schließlich.

Lasker lauschte den drei Entwicklern. Er konnte kaum glauben, was sie ihm da mit erstaunlicher Sachlichkeit und Struktur mitteilten. Mit jeder Sekunde wuchs seine Faszination und Unruhe. Stück für Stück wurde ihm klar, warum Seitz ihm empfohlen hatte, mit den drei Entwicklern zu reden. Das, was sie erschaffen hatten, war in der Tat bahnbrechend.

Er sah die drei forschend an. „Und es funktioniert?“

„Aber sowas von“, sagte Torben.

Lasker lächelte. „Und warum bin ich dann hier? Ich meine, eure Software funktioniert, scheint also fertig zu sein. Ich investiere in

Unternehmen, die erfolgsversprechende Perspektiven haben, aber ohne finanzielle Unterstützung ihr Produkt entweder nicht fertigstellen, oder aber nicht vermarkten können. Wenn das Projekt hält, was es verspricht, dann trifft auf euch weder das eine noch das andere zu.“

Die drei jungen Männer wechselten verunsicherte Blicke. Schließlich schienen sie zu einer stillen Übereinkunft zu kommen.

Torben wandte sich an Lasker. „Wir haben versucht, bei der Organisation einen Termin zu bekommen, die als einzige Interesse daran haben könnte. Aber wir sind abgeblitzt. Ich glaube, wir sind nicht einmal über die Poststelle hinausgekommen.“

Lasker runzelte die Stirn. „Ihr redet vom Bundesinnenministerium?“

Alle drei bestätigten die Annahme Laskers, als sie synchron nickten.

„Deshalb“, fuhr Torben fort, „haben wir Kontakt zu Ihrem Unternehmen aufgenommen. Sie finanzieren Start-ups und darüber hinaus kennen Sie die Innenministerin persönlich.“

Lasker gefiel, was er hörte. Die drei waren nicht dumm. Sie hatten zwar einen strategischen Fehler gemacht, als sie eine Bundesbehörde kontaktierten, ohne die nötigen Verbindungen zu haben, aber sie hatten daraus auch die richtigen Schlüsse gezogen.

Lasker lächelte breit. „Wie weit seid Ihr bereit zu gehen, um mit der Bundesregierung einen Milliardendeal zu machen?“

## KAPITEL 2

Berlin



**W**ie sich herausstellte, waren Torben, Sören und Markus zu allem bereit, um mit der Bundesregierung ins Geschäft zu kommen. Lasker gründete eine Firma, stellte den drei Entwicklern für die Weiterentwicklung ein Startkapital von fünfzig Millionen Euro zur Verfügung und erhielt im Gegenzug einundfünfzig Prozent des gegründeten Unternehmens. Anfangs hatten die drei versucht, ihn auf neunundvierzig Prozent herunterzuhandeln, aber Lasker machte deutlich, dass sie nur wegen seiner Kontakte in höchste Regierungskreise eine Chance hätten, Redemptio bundesweit einzusetzen. Und nur dann würden die Millionen fließen.

„Meine Herren, wir reden hier von mindestens einer Milliarde Euro Gewinn. Das sind einhundertdreiundsechzig Millionen Euro für jeden von euch. Noch Fragen?“

Hatten sie nicht. Alles andere hätte Lasker auch gewundert.

Er war seit Jahrzehnten im Investment-Geschäft. Hatte Höhen und Tiefen erlebt. Aber eines war immer konstant geblieben: Die Gier der Menschen nach Geld. Je mehr sie hatten, desto größer war die Gier nach noch mehr. Er kannte sehr viele Menschen, die nicht einmal in der Lage waren, die jährlichen Zinsen ihres Vermögens auszugeben. Ein paar waren dabei, die es fast in den Wahnsinn trieb, dies nicht zu schaffen. Das Geld wurde immer mehr, anstatt dass es auch mal weniger wurde. Lasker tickte da

vollkommen anders. Ihm ging es nicht ums Geld. Was er wollte, war Macht.

Die war unbezahlbar.

Lasker war fünfundfünfzig Jahr alt, sah aber zehn Jahre jünger aus. Als Jugendlicher hatte er Leistungssport getrieben und davon zehrte er noch heute.

Er war zweimal geschieden und mit jeder Frau hatte er einen Sohn gezeugt. Kontakt zu ihnen hatte er allerdings nicht. Lasker setzte andere Prioritäten.

Er war als jüngstes von sieben Kinder in wohlbehüteten Verhältnissen aufgewachsen. Sein Vater besaß in dritter Generation eine Privatbank, die ausschließlich mit Unternehmen Geschäfte machte. Da bei Privatbanken das Ausfallrisiko ihres Kreditportfolios ungleich höher war als bei herkömmlichen Bankinstituten, war die Risikoanalyse der Familie Lasker ins Blut übergegangen. Als jüngster Spross der Lasker-Dynastie hatte Henry den enormen Vorteil, aus Fehlern seiner Eltern und seiner Geschwister zu lernen. Deshalb entschied er mit Anfang zwanzig, dass eine Tätigkeit im Bankhaus seiner Familie für ihn nicht in Frage kam. Seine Geschwister nahmen diese Entscheidung mit einer gewissen Erleichterung auf. Sie wussten, dass er schlauer war als alle anderen. Seine Eltern reagierten enttäuscht. Weil sie wussten, dass er klüger war als der Rest ihrer Kinder. Aber sie legten ihrem jüngsten Sohn keine Steine in den Weg. Im Gegenteil, sie förderten ihn dennoch. Nach Beendigung seines Studiums erhielt Lasker eine Stelle in der Investmentabteilung der Deutschen Bank. Dort arbeitete er sich hoch, bis er als Abteilungsleiter einen eigenen Etat in Millionenhöhe erhielt. Rasch erarbeitete Lasker sich den Ruf eines Genies. Er erkannte Trends, umschiffte Klippen mühelos und verschaffte seinen Kunden eine sagenhafte Rendite. Im zweiten Jahr betrug sein Bonus zwölf Millionen Euro. Er heiratete eine Kollegin, bekam mit ihr ein Kind und zwei Jahre später trennten sie sich einvernehmlich. Sie erhielt eine Abfindung in Höhe von fünf Millionen Euro. Für sie ein Vermögen. Für Lasker nicht.

Mit vierunddreißig kündigte Lasker seinen Job. Im Vorstand gab es einen Wechsel und sein neuer Vorgesetzter versuchte, Lasker an die kurze Leine zu legen. Der Grund dafür war simpel: Lasker galt als aufstrebender Star der Bank. Und somit war er eine Bedrohung für jeden, der sich erst beweisen musste. Und das traf auf seinen neuen Chef zu. Laut Arbeitsvertrag war es ihm untersagt, innerhalb von zwölf Monaten bei einem Wettbewerber anzufangen.

Also machte Henry Lasker sich selbstständig und zog in die Vereinigten Staaten. Natürlich war es ihm untersagt, aktiv alte Kunden abzuwerben. Aber was sollte er tun, wenn diese ihn kontaktierten?

Innerhalb von nur vierzehn Monaten waren neunzig Prozent seiner alten Kunden zu ihm gewechselt. Sein Investmentfonds wuchs auf neunhundert Millionen Dollar an und erwirtschaftete eine Rendite von fast sieben Prozent. Das sprach sich herum.

Bald musste er Kunden ablehnen.

Zehn Jahre später verwaltete Lasker ein Vermögen von rund fünfzig Milliarden Dollar. Er selbst war inzwischen mit fünfundvierzig Jahren Milliardär. Lasker war es auch, der die drohende Finanzkrise vorhersah. Er sicherte seinen Fonds ab, indem er sich von den Banken trennte, die in seinen Augen ein Risiko darstellten. Sein Handeln sorgte für einen Aufschrei. Auch bei einigen seiner Kunden, die sein Vorgehen nicht nachvollziehen konnten, sogar für unpatriotisch hielten.

„Ich bin Deutscher, kein scheiß Ami“, lautete seine Antwort, wenn ihm jemand mit diesem Vorwurf konfrontierte. Dann, als die ersten Banken fielen, hielten sie ihn für einen Propheten. Lasker selbst brach seine Zelte ab, verließ seine zweite Frau und ihren gemeinsamen Sohn und siedelte wieder nach Deutschland um. Dort betätigte er sich von nun an im Bereich Privat Equity.

Das hieß unter anderem, dass er in Firmen investierte, die mittel- bis langfristig erfolversprechende Tendenzen erkennen ließen, aber eine Finanzierung benötigten. Darunter befanden sich auch Start-up-Unternehmen.

Wie das von Torben, Markus und Sören.

Diese Tätigkeit verschaffte ihm Kontakte bis in den inneren Kreis der Bundespolitik. Galt er doch als alles andere als eine Heuschrecke, die Firmen in Schieflage aufkauften, um anschließend das Tafelsilber zu verscherbeln.

Er hatte immer echtes Interesse daran, Standort und Arbeitsplätze zu erhalten. Natürlich gab es Menschen, die sein Handeln als das erkannten, was es war. Kalkül.

Er besaß mehr Geld, als er jemals ausgeben könnte.

Selbst wenn er noch ein paar Mal heiraten würde.

Aber was er tatsächlich anstrebte, daran hatte sich nichts geändert. Macht. Und die fand er in Berlin. Aber dort herrschte eine eiserne Regel: Bevor du etwas nehmen kannst, musst du etwas geben. Und er gab. Jahrelang. Er gab vielen Menschen den Glauben an das Finanzsystem zurück. Er rettete und schuf Arbeitsplätze. Damit sorgte er für Umsatz- und Lohnsteuer. Schon bald liebte man Henry Lasker in den Landesregierungen. Berlin war nur noch eine Frage der Zeit. Schließlich, vor nicht einmal zwei Jahren, wurde ihm in einer feierlichen Zeremonie das Bundesverdienstkreuz verliehen. Er war seinem Ziel ein gehöriges Stück nähergekommen. Dann gab es eine Initialzündung. Die ehemalige Ministerpräsidentin des Landes Niedersachsen, eine gute Freundin Laskers, wurde zur Bundesinnenministerin ernannt. Deshalb war das Start-up-Unternehmen, an dem er jetzt einundfünfzig Prozent hielt, so wichtig für ihn.

„Jungs“, sagte er und lächelte optimistisch. „Wie viel Zeit benötigt Ihr, bis wir in Lage sein werden, ein Pilotprojekt zu starten?“

Die drei wechselten einen raschen Blick.

„Wie jetzt *Pilotprojekt*?“, wollte Torben wissen.

„Wenn ich zur Innenministerin gehe und ihr von unserem Programm erzähle, wird sie, bevor sie das Geld freigibt, einen Beweis haben wollen, ob das Programm auch wirklich funktioniert.“

„Ah“, sagte Sören und grinste seine Freunde an. „Er meint einen Testlauf.“

Alle drei kicherten.  
„Wie wär's mit morgen?“